



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Peters, M.: Die Zukunft der evangelischen Kirche

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Zukunft der evangelischen Kirche

Von Lic. M. Peters



us den Flammen des Weltkrieges steigt vor unseren Augen, erneuert und geläutert, das Zukunftsbild unseres deutschen Volkes auf, und darin findet auch die zukünftige Gestalt der Kirche ihren Platz. Es sind jetzt über die Entwicklung, die das politische und soziale Leben, die Kunst, die Schule, schließlich alle Zweige der Kultur durch den Krieg nehmen werden, viele Stimmen laut geworden. Bei empfundenem Unbehagen mit dem gegenwärtigen Stande hat man freigebig und hoffnungsvoll Wechsel auf die Zukunft nach dem Kriege ausgestellt, als wo sich alles, alles wenden müßte, — natürlich erhofft jeder eine Wendung nach seinem Sinne.

Auch mit Bezug auf das kirchliche Wesen ist das geschehen, und hier sogar mit besonderem Eifer. Solche Stimmung ist zu begreifen. Stand man doch gerade den kirchlichen Dingen weithin mit dem Gefühl gegenüber, daß sie so nicht weitergehen könnten, daß ein Neues kommen müßte, wenn sie nicht der Auflösung verfallen sollten.

In der Tat war der Zustand der evangelischen Kirche vor dem Kriege nichts weniger als erfreulich. Zwar fehlte es nicht an Lichtseiten. Es wird schwerlich eine Epoche gegeben haben, in der von ihren Vertretern, entsprechend dem allgemeinen Arbeitseifer unseres Volkes, ein größeres Maß ernster, tüchtiger Arbeit geleistet worden ist. Wenn auch die Theologie in den letzten zwei oder drei Jahrzehnten keine einzige originale Gesamtdarstellung ihres Glaubens zustandegebracht hat, hat sie doch die Einzelgebiete nach mannigfachen neuen Methoden und Gesichtspunkten erfolgreich angebaut; und man braucht nur den Namen Innere Mission zu nennen, um sich des Umfanges der praktischen kirchlichen Arbeit bewußt zu werden.

Aber nun doch: was ward erreicht? Gerade angesichts des angestregten Bemühens erscheint die Tatsache in um so ernsterem Lichte, daß es der Kirche nicht gelungen ist, das Volk, das dem Namen nach ihr zugehört, auch wirklich

in ihre Nachfolge zu bringen. Die starke Majorität des evangelischen Christenvolkes ist, wenn Kirchen- und Abendmahlsbesuch als Gradmesser gelten sollen, als kirchlich indifferent anzusprechen, und zwar ist bedeutsam, daß das nicht nur für Stadt und Großstadt, sondern vielfach auch für das Land, nicht nur für die gebildeten Schichten, sondern in noch höherem Maße auch für den Arbeiterstand gilt. Das unserer Zeit oft nachgesagte lebhaftere religiöse Interesse beweist gegen diese kirchliche Gleichgültigkeit so wenig, wie der verhältnismäßig geringe Erfolg der Austrittsbewegung. Es ward doch immer zweifelhafter, ob man im Ernste noch von einer Volkskirche, von dem deutschen Volk als einem christlichen Volk reden dürfte.

Diese nach außen prekäre Lage erhielt ihre eigentliche Schärfe erst durch die inneren Nöte. In der Kirche wollte der Kampf der Richtungen und Parteien nicht zur Ruhe kommen, der in mehreren „Fällen“ eine besonders akute Form annahm. Aber nicht nur die freier Gesinnten hielten sich zurück, auch die Entschiedenen auf der anderen Seite nahmen oft eine ähnliche Haltung ein. Die offizielle Kirche ist vielerwärts des innersten Kreises der Gläubigen verlustig gegangen, die in den „Gemeinschaftskreisen“ ihr Erbauungsbedürfnis auf eigene Hand zu befriedigen suchen. Es muß überraschen, daß gerade die Kirche, die den stärksten Appell an die einzelnen richtet und den Satz vom allgemeinen Priestertum aller Gläubigen unter ihren Grundlehren hat, in so hohem Maße dem Schicksal der Unpopularität verfallen ist.

Da kam der Krieg und mit ihm die tiefe Bewegung der Geister im Anfang. Man kann es angesichts der geschilderten Lage verstehen, daß er in kirchlichen Kreisen geradezu fast als ein Erretter, ein Messias begrüßt wurde. Und die Ergebnisse der ersten Zeit ließen ja diese Hoffnung nicht unbegründet erscheinen. Unter dem Drucke der ungeheueren Ereignisse trat eine starke religiöse Erregung der Volksseele ein. Der Kriegsbußtag im Anfang sah unser Volk sich drängen zu Kanzel und Altar, und diese Bewegung hielt eine Zeitlang an. Schon redete man von einem neuen Pfingsten, das der Krieg in wenigen Tagen gebracht habe, während es der Predigt der Kirche damit in vielen Jahren nicht habe gelingen wollen.

Das war freilich eine Auffassung, die nur in dem Überschwang jener außerordentlichen Wochen möglich war. Die Ernüchterung blieb nicht aus. Jene Hochflut verlief sich bald. Je länger, desto mehr ist der frühere Stand zurückgekehrt. Und auch die anfangs fast übersehenen nachteiligen Folgen des Krieges für Religion und Moral traten stärker in die Erscheinung. Man hätte bei einiger geschichtlicher Überlegung doch nichts anderes erwarten dürfen. Die Geschichte zeigt, auch in unserem Volke, daß große Kriege zwar für eine Zeitlang das religiöse Gefühl erregen, daß ihnen aber darum noch keine epochemachende Bedeutung für die Kirche zukommt, wie man diese weder für die Befreiungskriege, noch für den von 1870/71 behaupten kann. Ob sie diesmal eintreten wird, bleibt gleichfalls ungewiß.

Dennoch möchten wir uns nicht auf die Seite derer schlagen, die sich anstelle des anfänglichen Optimismus nun einem ebenso uneingeschränkten Pessimismus hingeben. Es ist doch in Wirklichkeit undenkbar, daß dieser Krieg, der so gewaltig an die Seele greift und von unserem Volke intensiver als irgendein früherer durchlebt wird, nicht auch sein religiöses Empfinden in der Tiefe beeinflussen sollte, und gerade seine lange Dauer bürgt dafür, daß etwas Echtes herauskommen wird. Und es ist weiter undenkbar, wenn anders Religion und Kirche nicht allen Zusammenhang verloren haben, daß nicht auch für diese eine spürbare Wirkung aus dem Kriege folgen sollte.

Es ist ja mißlich, über den kirchlich-religiösen Ertrag des Krieges heute schon ein Urteil abzugeben, doch wird sich manches bereits feststellen lassen.

Der Krieg hat die Stellung des christlichen Glaubens in unserem Volke stärker, eingewurzelter erscheinen lassen, als man vordem annehmen mochte. Die vielberufene moderne Weltanschauung, die in ihrem geräuschvollsten Vertreter, dem Monismus, immer skrupelloser die geistige Führung der Nation in Anspruch nahm, ist zwar durch den Krieg nicht ganz zum Schweigen gebracht, aber doch sehr zurückgedrängt worden. Schwerlich allein infolge des Bürgerfriedens, sondern auch aus inneren Gründen, weil sie eben nach dem deutlichen oder verhüllten Gefühl weiter Kreise für die seelischen Bedürfnisse der Zeit nicht zureichte. Undenkbar, daß das deutsche Volk diesen Krieg statt „mit Gott“ im Namen irgendeines monistischen Weltgesetzes hätte aufnehmen können. Umgekehrt ist die christlich-religiöse Auffassung wie selbstverständlich als die herrschende im deutschen Volke hervorgetreten. Zu ihr bekannten sich nicht nur vom Kaiser herab die leitenden Männer in Staat und Heer, im besonderen auch die neuerstandenen großen Führer, auf die in ungeahntem Maße das allgemeine Vertrauen sich richtete; in ihr fand sich auch das Empfinden des ganzen Volkes wieder. In der entscheidenden Probe, als es um Sein und Nichtsein ging, hat es auf den Gott des christlichen Glaubens sich besonnen, so wie man auf seinen treuesten Freund sich besinnt. Schwerlich kraft atavistischer Anwandlungen, die die Not verursacht hätte. Das „Nun danke alle Gott“ oder „Die feste Burg“, worin das vaterländische Gefühl in besonderen großen Augenblicken sich ausdrückte, ward ohne Frage als Aufschwung zur Höhe erlebt. Die christliche Auffassung der Dinge hat sich auch weiter als die sozusagen offizielle erhalten, und wenn dies auch vielfach eine Formensache bleiben mag, so ermutigt dieser Tatbestand doch, von dem deutschen Volke als einem christlichen zu reden. Solche Bezeichnung will ja nicht sagen, daß alle Glieder eines Volkes bewußte Christen seien, sondern daß das Christentum in ihm die vorherrschende und maßgebende religiöse Anschauung ist.

Bei dem Gesagten handelt es sich weniger um etwas, was der Krieg neugeschaffen, als was er offenbar gemacht hat an unverlorenem geistigen Gut. Annehmen läßt sich, daß aber auch nach dem Kriege die allgemeine Lage noch auf länger hinaus für die christlichen Einflüsse günstigere Bedingungen bieten

wird als zuvor. Es hoffen jetzt viele für unser Volk auf eine neue idealistische Epoche seines Geisteslebens; ob sie kommt, bleibt abzuwarten, aber wenn sie käme, würde das für die ideale Mission der Kirche eine außerordentliche Hilfe bedeuten. Jedenfalls aber wird bei vielen aus dem Kriege eine Stimmung größeren Ernstes und des Respektes vor ewigen Mächten zurückbleiben; es wird die Zeit wirtschaftlicher Einschränkung und Einfachheit noch länger andauern; es werden die Schatten der Trauer noch für lange auf dem Lebensweg vieler gebreitet bleiben: mit dem allem ist für den Samen, den die Kirche auszustreuen hat, der Acker günstiger zugerichtet, als er gewesen.

Die Position des christlichen Glaubens erscheint gestärkt, und die Auspizien für die Zukunft sehen sich hoffnungsvoller an. Und zwar ist es die offizielle, die Volks- oder Landeskirche, von der das zu sagen ist. Das erkennt man am deutlichsten, wenn man auf die katholische Kirche blickt. Sie ist kraft ihrer großartigen Organisation mit besonders günstigen Aussichten in die Kriegszeit eingetreten, in der überall nur organisierte Arbeit etwas erreichen konnte, so wird sie mit sehr gewachsener Machtfülle aus ihr hervorgehen, — wofür ein erster Beweis schon vorliegt. Aber etwas von solcher Aussicht besteht auch für den evangelischen Teil, und zwar für die Landeskirchen, weniger für die kleinen Gemeinschaften oder Sekten. Diese mit ihrer oft engen und einseitigen Praxis scheinen durch den Krieg keine besondere Förderung erfahren zu haben, — wie denn auch angemerkt werden darf, daß z. B. die bei ihnen beliebte Deutung der Dinge vom nahen Weltende keinerlei Bedeutung für die Volksstimmung gewonnen hat.

Man darf die Vermutung aussprechen, daß die kirchliche Entwicklung künftig in erhöhtem Maß im Zeichen der Volks-, wenn man will, auch der Staatskirche vor sich gehen wird. Der Krieg hat mit manchen kirchlichen Theorien aufgeräumt oder sie doch eingeschränkt, die fast dogmatisch geworden waren, indem er Tatsachen herausstellte, die in andere Richtung weisen. Das findet Anwendung auch auf den Satz vom religionslosen Staat. Faktisch hat sich der Staat in dieser Zeit keineswegs religionslos gezeigt; er hat weit unmittelbarer und intensiver als sonst den religiösen Dienst der Kirche für sich in Anspruch genommen, und die Kirche hat sich diesem Dienste nicht entzogen, sondern ihn freudig und ohne Bedenken geleistet. Diese engere Verbindung von Volk und Kirche müßte von denen, die das Ideal in einer von allen staatlichen Beziehungen losgelösten Freikirche finden, als rückläufig und unerwünscht angesehen werden. Aber will man im Ernst solches Urteil aussprechen? In Wirklichkeit sind doch Volk und Kirche auf die engste Verbindung angelegt. Welcher Theorie über die Stellung der Kirche im Staat man folgen mag: es ist auf die Dauer für ein Volk ein unhaltbarer Zustand, wenn zwischen ihm und seiner Kirche eine stetig sich erweiternde Kluft besteht, so daß es in ihr nicht mehr die anerkannte Hüterin seiner heiligsten Güter findet, und es ist ebenso für eine Kirche auf die Dauer unerträglich, wenn sie nicht mehr

das Volk hinter sich hat, sondern, dem großen Strome entnommen, sich auf das Trockene gesetzt sieht und nur noch zu einzelnen und wenigen Beziehung unterhält. Das Christentum wenigstens kann seinem Wesen nach mit solcher Rolle sich nicht begnügen; es wird nach Volksbedeutung streben, wenn es sie noch nicht hat und sie wieder zu gewinnen suchen, wenn es sie verlor. Die christliche Kirche wird kraft der allgemeinen Bedeutung ihrer Gabe immer ein allgemeines Institut, eine öffentliche Macht im Volke sein wollen. Dieser Anspruch fällt auch für die evangelische Kirche nicht dadurch hin, daß sie den Glauben in erster Linie zur persönlichen Angelegenheit des einzelnen macht; sie lediglich als Privatinstitut für private Zwecke einschätzen, heißt ihren Volksberuf verkennen. Wir sehen die hohe kirchliche Bedeutung des Krieges vor allem darin, daß er zum Ideal der Volkskirche neues Vertrauen, neuen Mut erwecken kann, als zu der trotz allem dienlichsten Form, in der das Christentum immer noch, und künftig wirksamer als bisher, seine volkserhaltende und -erneuernde Kraft beweisen mag.

Daraus ergibt sich das Programm für die Zukunft der Kirche, es ist das Programm der Volkskirche. Kein neues, — aber eins, das in neuen Verhältnissen mit neuem Bewußtsein angegriffen sein will. Denn es wäre freilich eine gefährliche Selbsttäuschung, wollte man glauben, der Krieg habe in irgendeinem Maß schon eine neue Wirklichkeit der Volkskirche erstehen lassen, da er nur Grundlagen für einen neuen Glauben an dies Ideal gegeben hat. Ob und wie weit dies Ideal verwirklicht werden wird, wird ganz von der nachfolgenden Arbeit abhängen, die daran gewandt wird. Erscheint dies Kriegsergebnis gering, so ist es doch etwas sehr Großes, so gewiß alles Streben von dem Ideal abhängt, das ihm das Ziel und die Richtung weist und nur der Glaube, daß dies Ideal nicht eine Utopie, sondern irgendwie erreichbar ist, für das Streben Mut und Kraft gibt.

Das Programm der Volkskirche schließt eine nationale Seite in sich. Das Volk, dem die Kirche Dienst schuldig ist, ist das deutsche Volk, und also wird die Kirche der Zukunft ihres deutsch-evangelischen Charakters sich bewußt sein müssen. Dieser Titel begegnet immer noch einigem Unbehagen bei solchen, die die Ewigleitsache des Evangeliums vor aller Verquickung mit „weltlichen“ Gesichtspunkten möglichst bewahren möchten. Mit Unrecht. Es sind während des Krieges mannigfache Untersuchungen über das Verhältnis von Christentum und Nationalität, über Sinn und Recht des „deutschen Christentums“ angestellt worden. Es bedarf keines Nachweises, daß das Christentum seine übernationale Universalität so wenig aufgeben kann wie seinen ewigen Beruf. Damit wird aber nicht aufgehoben, daß es unter den verschiedenen Völkern für seinen idealen Gehalt jedesmal eine besondere nationale Form gewinnt. Nun bringt ja eine enge Verbindung des religiösen und des nationalen Bewußtseins ernste Gefahren mit sich. Mit erschreckender Deutlichkeit zeigt uns das eben jetzt das Beispiel Englands, wo die religiöse Gemeinschaft sich einem

ausgearteten Nationalgefühl dienstbar gemacht und diesem mit dem religiösen Relief erst seine unerfreulichste Gestalt verliehen hat. Wir wünschen gewiß nicht, daß die Kirche bei uns ein Nationalinstitut werde, wie in England oder in Rußland, mit all den abstoßenden Erscheinungen, die wir dort damit verbunden finden, auch wenn wir befürworten, daß der Deutsche als Deutscher sich seiner Kirche stärker bewußt werde. Aber wir halten ebensowenig einen Zustand für erwünscht, wie etwa Frankreich ihn zeigt, wo die Regierung und die ganze offizielle Welt völlig religionslos, ja feindlich geworden sind. Eine solche absolute Scheidung widerstrebt ganz dem deutschen Gemüt und dem Genius seiner Geschichte.

Die Kirche der Zukunft muß deutscher werden, als sie es gewesen. Das nationale Bewußtsein wird aus dem Kriege eine wesentliche Stärkung hinwegnehmen, dem soll die Kirche Rechnung tragen. Nicht immer hat sie dem vaterländischen Gedanken die ausreichende Pflege zugewandt. Man hielt sich oft davon als von etwas Fremdem allzusehr zurück, andererseits hat es auch nicht an Beispielen von nationalistischen und byzantinischen Anwandlungen gefehlt, von einer Verkoppelung von Thron und Altar, die allzusehr nicht nach dem Vaterland, sondern nach der Partei schmeckte. Jetzt, wo der vaterländische Gesichtspunkt ganz die Zeit beherrscht, gilt es für die Kirche, das Versäumte nachzuholen. Diese Aufgabe ist um so dringender, als bedenkliche Überspannungen oder Verirrungen des nationalen Gefühls auch bei uns zu finden sind. Man denke an jene deutsch-völkischen Romantiker, die die altgermanische Mythologie wieder beleben und einen idealisierten Wodankult zur künftigen deutschen Nationalreligion erheben möchten, und an den weit ernster zu nehmenden patriotischen Idealismus, der das Nationale selbst mit religiöser Würde umkleiden möchte. Der Genius des deutschen Volkes, wie er jetzt so herrlich sich offenbart, das ideale Deutschtum soll die Gottheit sein, zu der künftig die deutschen Stämme beten, in deren Verehrung alle Volksgenossen sich zusammenfinden. Nimmt man dazu auf der anderen Seite den Tiefstand des Nationalbewußtseins, wie er in weiten sozialdemokratischen Kreisen zu finden war, so leuchtet ein, welche eine außerordentlich wichtige Volksmission die Kirche zu erfüllen hat, indem sie die Grundsätze der evangelischen Ethik auf dies Gebiet anwendet, — die ebenso sehr Wert und Würde des Vaterlandes zu Ehren bringen, wie sie seiner Vergöttlichung sich entgegenstellen. Das gesunde evangelische Verständnis des Vaterlandes, wie es die Reformation zur Geltung gebracht, und wie es in Luther, dem deutschen Patrioten, urbildlich sich verkörpert hat, ist das beste Gegengift sowohl gegen die unklaren und undeutschen Internationalitätsideen wie gegen den hyperdeutschen nationalistischen Überschwang. Die evangelische Kirche besitzt von ihrem Heroen eponymos noch ein wertvolles vaterländisches Erbe, das es eben jetzt für unser Volk fruchtbar zu machen gilt.

So bedeutet die deutsche Orientierung für die Kirche eine ernste Selbstbesinnung auf ihre Herkunft und Geschichte. Wie das deutsche Volk jetzt mit

äußerstem Zwang darauf hingewiesen wird, daß es nicht von außen her durch Aufgeschlossenheit für fremdländische Einflüsse zu sich selbst kommen kann, sondern aus den Tiefen seines eigenen Wesens heraus die sichere Linie seiner künftigen Entwicklung finden muß, so gilt das gleiche auch für die deutsch-evangelische Kirche. Sie ist entsprungen aus der Tiefe des deutschen Gewissens und Gemüts, die einst das große religiöse Befreiungswerk zustande gebracht haben; eben dort liegt noch heute die unverstegliche Quelle ihrer Kraft. Die oben geschilderten Notstände haben dahin geführt, daß man auch in der Kirche in steigendem Maße Einflüssen von außen her sich öffnete und es mit fremden Methoden der Frömmigkeit versuchte. Namentlich das englische Christentum hatte weitreichende Bedeutung gewonnen. Es muß gesagt werden, daß die Engländerei kaum auf einem anderen Gebiete so tief eingedrungen war, wie auf dem religiösen. Das Ideal der Frömmigkeit, das den englischen Sekten, vor allem den Methodisten vorschwebt, die von ihnen angewandte Methode der Frömmigkeit gewann auch in Deutschland viele Anhänger. England galt als das gelobte Land lebendigen und entschiedenen Christentums, ungebrochener kirchlicher Sitte, großzügiger kirchlicher Arbeitsweise. Es waren weniger die offiziellen Kirchen, als die freien Vereinigungen der Gemeinschaften, in denen der englische Einfluß sich bemerkbar machte. Sieht man die in diesen Kreisen verbreiteten Liedersammlungen an, so erkennt man, wie sehr das englische geistliche Lied samt den englischen Melodien auf Kosten des deutsch-evangelischen Chorals sich eingebürgert hat. In den christlichen Jungmännervereinen hat der englische Geist eine weitere wichtige Einflußsphäre gewonnen. Bemerkenswert ist, daß nach anfänglicher Zurückhaltung auch die Theologen in wachsendem Maße auf diese englische Invasion eingegangen sind, und daß manche Theologen liberaler Richtung dazu besonders bereit waren; man versprach sich viel von den fremden Vorbildern und erwärmte sich für die deutsch-englische Verständigung.

Der Krieg hat auch hier mit rauher Hand die angespannenen Fäden zerrissen. Nun wäre es ja töricht, wollte man aus der gegenwärtigen Lage heraus sich auf das Urteil festlegen, das ganze englische Christentum sei nichts als täuschender Firnis und die von dorthier empfangenen Anregungen seien so bald und so gründlich wie möglich auszumerzen. Obwohl wir der Meinung sind, daß allerdings das englische Christentum, als es gegen das Nationalbewußtsein des eigenen Volkes seine ernsteste Probe zu bestehen hatte, im großen und ganzen versagt hat, sollen wir doch die deutsche Vorurteilslosigkeit auch hier beweisen, und es bleibt dabei, daß wie in allen Kulturfragen, so auch in der religiösen, die Völker zu gegenseitiger Anreizung und Befruchtung berufen sind. Wie vieles ist im Laufe einer vielhundertjährigen Geschichte von wertvollen religiösen Anregungen zwischen England und uns herüber und hinüber gegangen. Wir hoffen doch, daß dieser Austausch noch einmal wieder aufgenommen werden wird, so gewiß die Kulturgemeinschaft der Nationen und die Glaubensgemeinschaft der christlichen Völker kein leerer Wahn ist. Aber freilich, — und das

ist wohl nötiger zu sagen — unsere deutsche Art wird nur dann von solcher Berührung Gewinn haben, wenn die fremde Art die eigene nicht aus der Richtung bringt, sich selbst entfremdet, sondern sie vielmehr anregt, entbindet, wenn das Fremde ins Eigene aufgenommen und umgewandelt wird. Das ist keineswegs immer der Fall gewesen. Die tiefen Unterschiede zwischen deutscher und englischer Frömmigkeit sind übersehen worden, das eigene, oft viel bessere Gut ward vernachlässigt. Wir bedürfen zunächst durchaus einer Befreiung von der Engländerei auf religiösem Gebiet und sollten allen Fleiß daransetzen, die eigene Geschichte und den vielgestaltigen Reichtum der deutschen Stämme für uns nutzbar zu machen. Die deutsche Gemühtiefe dünkt uns religiös wertvoller als englische Treiberei, die deutsche Bindung im eigenen Gewissen höherstehend als englische Geseklichkeit. Das deutsche Kirchenlied, das alte und neue, ist den englischen Reichsliedern weit überlegen, und wenn das englische Christentum im Punkt der Organisation das deutsche übertraf, so hoffen wir noch, daß der deutsche Geist, der auf anderen Gebieten eine so wunderbare Organisationskraft gezeigt hat, dies auch auf dem kirchlichen beweisen wird. Wir müssen vor der Hand aus uns selber leben, als Volk und als Kirche, und ohne Frage ist es heilsam für uns, daß wir einfach dazu genötigt sind, damit wir in allen Beziehungen zuerst wir selbst werden.

Das Programm der Volkskirche bedeutet aber vor allem, daß die Kirche sich für das Volk nicht nur nach seiner nationalen Bestimmtheit, sondern auch nach seinem ganzen gegenwärtigen Zustande als Volk, in geistiger, sozialer, ökonomischer Hinsicht einzurichten habe. Ihre Arbeit muß volks- und zeitgemäß werden.

Natürlich soll das nicht heißen, daß die Kirche sich zu einer gefügigen Dienerin der jeweiligen Zeitströmungen hergeben sollte. Sie hat ewige Dinge zu verwalten, die allem „Zeitlichen“ gegenüber als Güter höherer Ordnung von eigenem Werte erscheinen, sie kann als christliche Kirche von dem Anspruch nicht lassen, auf göttlicher Offenbarung zu ruhen, der eine spezifische Dignität eignet. Eine Einschätzung lediglich als menschlicher Kulturfaktor kann ihrem eigenen Bewußtsein nicht genügen. Weit entfernt aber, dadurch unzeitgemäß zu werden, wird die Kirche gerade mit diesem Bewußtsein für ihren Volksberuf tüchtig. Hätte sie nichts anderes zu bieten, als was die Volksgenossen auch sonst, und vielleicht besser, an anderen Orten und von anderen Autoritäten zu hören bekommen, so müßte ihre Notwendigkeit zweifelhaft werden. Die Beobachtung ist durchaus zutreffend, daß das, was die Menschen gerade jetzt in die Kirchen zieht, das Gefühl ist, hier etwas anderes zu empfangen, als wovon sie sonst überall hören. Es ist deshalb wohl zu verstehen, daß kirchlicherseits wiederholt und nachdrücklich an diesen Ewigkeitsberuf der Kirche erinnert und die Treue gegen ihn ihren Dienern eingeschärft ist.

Doch ist dies immer nur die eine Seite der Betrachtung. Im Dienst der Kirche ist das ewigkeit- und zeitgemäß aufs engste verbunden. Ihr ist

EWIGES vertraut, aber für ein Volk, das in der Zeit lebt. Wie die einseitige Pflege des Zeitgemäßen auf Kosten der jenseitigen Zwecke für die Kirche die Gefahr der Verweltlichung und Verflachung mit sich führt, so besteht im umgekehrten Fall die Gefahr für sie, in sich selbst zu erstarren, den inneren Zusammenhang mit Welt und Leben zu verlieren. Die Geschichte der evangelischen Kirche zeigt, wie manchmal sie diesem Schicksal verfallen ist. Es ist eine Tatsache, daß trotz der „weltlichen“ Tendenzen, die in der Reformation hervorbrachten, gerade der lutherischen Kirche eine gewisse weltferne, weltfremde Neigung immer nahe lag. Vollends in den Zeiten, die da kommen, wäre solche Haltung verhängnisvoll. Der Krieg hat die evangelische Kirche stärker als zuvor in die Zeit mit ihren großen Nöten und neuen Aufgaben hineingezogen. Es sind tatsächlich in vieler Hinsicht Ansätze zu einer innigeren Verbindung zwischen Volk und Kirche gemacht, das Vertrauensverhältnis zwischen beiden ist gestärkt worden. Wenn die Kirche nach dem Kriege diese Richtung nicht mit allem Ernst pflegt, wird sie die Gemeinschaft mit dem Volk in noch höherem Maß als zuvor verlieren. Versäumnisse in solchen Zeiten besonderer Gelegenheiten rächen sich doppelt schwer. Die Kirche wird jetzt entweder ihren Volksberuf mit ganzer Entschiedenheit angreifen oder sie wird überhaupt auf ihn verzichten müssen, und dann wird der Verfallungs- und Absterbeprozess unaufhaltsam weitergehen. Die Kirche wird zur Sekte oder Konventikel werden; sie mag in dieser Form auch noch Segen stiften in ihren Kreisen, aber eine evangelische Volkskirche werden wir dann gehabt haben.

Es ist deshalb doch sehr darüber zu wachen, daß die Stimmen, die die Kirche zu sich selbst rufen, nicht die auf Zeit und Volk gewandte Richtung durchkreuzen. Es ist schwerlich wohlgetan, dem dahin zielenden Eifer alsbald mit allzustrengen prinzipiellen Bedenken entgegenzutreten, als sei die Kirche mit der Rolle, die sie in der Kriegszeit übernommen, schon halbwegs aus der Rolle gefallen, und es müßte schleunigst zum Rückzug geblasen werden. Kirchliche Prinzipien sind gut, aber man soll sie nicht — eine häufige Theologenuntugend — gebrauchen, um notwendige Entwicklungen von vornherein abzdämmen, sie um möglicher Verirrungen willen von Anfang an zu verdächtigen. Freuen wir uns rüchhaltlos, wenn die evangelische Kirche in dieser großen Zeit unserem Volke mehr als sonst hat sein dürfen, und anstatt allzuängstlich über etwaige Entgleisungen uns zu erregen, sei das Nachsinnen darauf gerichtet, wie dem guten Anfang ein besserer Fortgang folgen möge. Ohne diesen wird jener zuletzt doch eine unwirksame Episode bleiben.

Das Programm der Zeitgemäßheit und Volkstümlichkeit gilt für die Kirche, sofern sie mit Hilfe ihrer Wissenschaft, der Theologie, im Kampf der Weltanschauungen die Position des christlichen Glaubens zu vertreten hat. Es ist nicht genug, daß sie ihren Glauben in ihren Kreisen ausspricht und ihn dort als feststehende Wahrheit behandelt, sie hat auch die öffentliche Aufgabe, die christliche Weltanschauung vor dem Forum des Zeitgeistes und in steter Aus-

einandersetzung mit seinen Einwendungen zu erweisen. Sie darf den Gang in die Arena der Zeit nicht scheuen, um zu denen zu kommen, die nicht zu ihr kommen. Diese Aufgabe war in der Zeit des vorherrschenden Monismus nicht leicht, weil der gemeinsame Boden der Verständigung immer mehr dahinschwand. Hat die Kirche auch unter diesen Verhältnissen ernstlich darum sich bemüht, so wird sie das freudiger tun, wenn eine veränderte geistige Atmosphäre günstige Bedingungen schafft. Erleben wir eine neue idealistisch gerichtete Epoche, so wird für die künftige Stellung der Kirche im Geistesleben unseres Volkes sehr viel darauf ankommen, daß sie zu diesem Idealismus das rechte Verhältnis gewinnt. Soll sie ihm gegenüber, im Bewußtsein ihrer anderen Art und Aufgabe, den Unterschied betonen und auf möglicste Scheidung bedacht sein? Das wäre schwerlich ersprießlich für beide Teile. Gewiß darf die Kirche ihre spezifische Gabe, die kein Idealismus ersetzen kann, nicht verleugnen, aber die nächste Aufgabe wird sein, das Verwandte zu erkennen und Bundesgenossenschaft anzustreben für gemeinsame Ziele und gegen gemeinsame Feinde. Wie stark ist doch der deutsche Idealismus von jeher von christlichen, von evangelischen Ideen durchtränkt gewesen! Die Kirche wird ihre volkerzieherische religiöse Aufgabe weder in reinem Gegensatz zu ihm erfüllen können, noch in völliger Gleichstellung mit ihm, sondern nur so, daß sie unter Wahrung ihrer Selbständigkeit ein Verhältnis gegenseitigen Verstehens und Zusammengehens anstrebt.

Die Aufgabe der Kirche, Helfer- und Führerdienste in den Weltanschauungsfragen zu leisten, gilt nicht nur im Blick auf die gebildeten Schichten, sondern auch, und erst recht, für die breiten Massen. Sie war hier aufs äußerste erschwert durch den geistigen Zwang, der von Partei wegen zungunsten von Kirche und Christentum ausgeübt wurde. Wie das wichtigste innerpolitische Ereignis, das uns die Kriegszeit gebracht hat, die veränderte Haltung der Sozialdemokratie in nationaler Hinsicht ist, so würde es für das Geistesleben unseres Volkes die bedeutsamste Wendung sein, wenn jener Bann gebrochen und wieder eine größere Annäherung an das überkommene religiöse Erbe unseres Volkes erreicht würde. Daß solche Wendung, wesentlich unter den Wirkungen des Krieges, sich allmählich vollziehen wird, ist keine unbegründete Hoffnung. Es hat auch hierin schon ein Umlernen angefangen. Für die Stellung, die die Kirche künftig im Bewußtsein der Arbeiterbevölkerung gewinnen wird, wird viel davon abhängen, wie sie diesem Prozeß begegnet. Sie wird dafür viel Takt und Weisheit nötig haben. Sie wird Geduld beweisen müssen, die warten kann, die Vergangenes nicht aufrührt, — Nachsicht und Vorsicht; sie wird sich vor einem nachlaufenden, aufdrängenden Gebahren ebenso zu hüten haben, wie vor einer Zurückhaltung und Unbeweglichkeit, die von dem theologischen Kleide nicht loskommt und der Wirklichkeit des Lebens nicht gewachsen ist. Die Hauptsache ist, daß die Kirche geradedurch und mit ganzer Hingabe positive Arbeit tut, ihre Arbeit, die religiöse, auf allen Wegen, die gangbar

sind. Einen plötzlichen Umschwung darf sie dabei nicht erwarten, aber es wird eine allmähliche Umstimmung eintreten, die höher zu bewerten ist.

Die Kirche wird für die von ihr vertretene Weltanschauung nie die Alleinherrschaft im Volke gewinnen. Es wird unter ihren eigenen Freunden immer verschiedene Wege und Weisen geben, und es wird allezeit um die kirchlich Gesinnten ein breiter Kreis von Fernerstehenden und von Entfremdeten sich legen. Der Streit der Meinungen wird im eigenen Lager weitergehen, und der Streit der Weltanschauungen vor den Toren. Die evangelische Kirche erkennt diese Freiheit grundsätzlich an, sie hat auch keine Verheißung, daß sie je irgendwo die Gesamtheit für sich gewinnen werde. Aber damit ist nicht gesagt, daß nicht die christliche Weltanschauung wieder in höherem Maße gemeinsamer Besitz und allgemeine Grundlage in unserm Volke werden könnte. Es ist nicht zu wünschen, daß es bei dem verwirrenden Durcheinander bleibe, das vor dem Kriege in ungezählten „Ismen“ zutage trat, oft genug mit weit Hergeholtem und Minderwertigem sich befreundend, während der überkommene Glaube einer unverdienten Nichtachtung ausgesetzt war. Die Kirche muß dafür eintreten, daß unsere deutsche Geisteskultur sich für ihr innerstes Gebiet, das sittlich-religiöse, wieder ihrer christlichen Herkunft und Bestimmtheit bewußt werde und daß der alle Surrogate übertreffende Wert dieses heimischen Erbes, der vielen Volksgenossen jetzt neu bewußt geworden, auch im öffentlichen Bewußtsein gebührend zur Geltung komme. Ist in der Seele unseres Volkes ein starker christlicher Fonds vorhanden, so sind die Außenseiter nicht weiter gefährlich, die ohne solches Gegengewicht unser deutsches Geistesleben in seinem Kern auflösen können.

Daß der geschilderte Beruf für die Kirche auch eine Aufgabe im eigenen Hause in sich schließt, liegt auf der Hand. Sie muß sich selber über den Glauben klar sein, den sie in den Weltanschauungskämpfen vertreten will. Die evangelische Kirche scheint mit der Fülle und Diskrepanz ihrer theologischen Richtungen dafür in einer weit ungünstigeren Lage zu sein, als die katholische mit ihrer geschlossenen Lehreinheit. Soll sie in abgeschwächtem Maße ein ähnliches Ideal sich setzen? Das hieße um den Preis des eigenen Wesens Unerreichtbares erstreben. Die Mannigfaltigkeit der Auffassungen ist wie die Schwäche, auch der Reichtum und die Stärke der evangelischen Seite. Aber die Volkskirche hat für ihren Beruf in dieser Hinsicht Schranken nötig; ohne eine gewisse Einheit und Stetigkeit in der Lehre kann sie ihn nicht erfüllen. Diese wird nicht garantiert durch die kirchenrechtliche Geltung des Bekenntnisses, sondern muß in dem Bewußtsein der Lebenden vorhanden sein. Es ist aber sehr wohl möglich, daß wir nach dem Kriege wie auf andern Gebieten so auch auf dem religiösen eine Zeit vorherrschender Synthese erleben. Wie die Parteien in unserm Volk in der Kriegszeit gemeinsamen Besitzes und gemeinsamer Aufgaben sich bewußt geworden und dadurch einander genähert sind, so mag auch für die kirchlichen Richtungen das Bewußtsein dessen, was ihnen gemein-

sam ist an Gabe und Aufgabe, verbindend wirken, zwar nicht die Kämpfe aufheben, wohl aber die Schärfe mildern, mit der sie geführt werden.

Die Kirche hat die Religion nicht nur theoretisch-wissenschaftlich zu vertreten, sondern sie auch praktisch darzustellen und anzubieten, — das ist ihre wichtigste Aufgabe, die sie vornehmlich in den Gottesdiensten zu erfüllen hat. Hier liegen für sie hohe Zukunftsaufgaben. So gewiß der Gottesdienst das Zentrum kirchlichen Lebens bleibt, gibt es für die evangelische Kirche kein dringenderes Anliegen, als ihren Gliedern einen Gottesdienst zu bieten, der von diesen mit Verständnis und Mitgefühl aufgenommen, nicht als Last, sondern als Lust empfunden wird, — der wirklich populär ist. Oft genug war ja das Gegenteil der Fall. Wer wollte leugnen, daß die evangelischen Gottesdienste für viele, auch befreundete Gesinnte, mit dem Odium der Länge und geradezu der Langeweile, der Unverständlichkeit, Umständlichkeit, Unwirksamkeit behaftet erscheinen. Formeln begegnen hier, Ausdrücke und Anschauungen in Lied und Liturgie, zu denen das Geschlecht von heute nur schwer eine lebendige Beziehung gewinnen kann. Wann wird einmal ein evangelischer Gottesdienst entstehen, der uns dem Ideal näher bringt, nach dem eine tiefe Sehnsucht durch weite Kreise geht: ein Gottesdienst, der ganz im Evangelium lebt und sich doch der Welt nicht verschließt, der den Zusammenhang mit der Vergangenheit bewahrt und doch ganz Gegenwart ist, der die Fernerstehenden anzieht und doch den engsten Kreis der Frommen mit Heimatsgefühlen festhält, der geschmückt ist mit eindringlichen Symbolen, mit den edelsten Gaben der Kunst und doch die religiöse Würde und Schlichtheit nicht verleugnet? Damit wird ein Ideal bezeichnet, an das immer nur eine Annäherung möglich ist. Man wird sich nicht verbergen dürfen, daß bei der gerade auf evangelischem Boden anerkannten Mannigfaltigkeit der religiösen Empfindungen und Bedürfnisse ein Gottesdienst, der allen genug tut, ein fast unmögliches Ding ist. Vollends ist undenkbar, einen Gottesdienst zu schaffen, der sehr Entfremdete nicht notwendig fremdartig berührte. Mit dem allen wird doch nicht aufgehoben, daß das Streben nach größerer Volkstümlichkeit des Gottesdienstes eine dringende Pflicht der Kirche ist, zumal dem Volke gegenüber, das aus dem Kriege mit vermehrtem gottesdienstlichen Verlangen zurückkehrt. Es wäre nicht wohlgetan, wenn die Kirche sich bei der liturgisch-gottesdienstlichen Entwicklung der letzten Jahrzehnte beruhigen wollte. In Wirklichkeit steht es so, daß sie bisher eine originale Gottesdienstordnung aus ihren eigenen Prinzipien heraus noch nicht zustande gebracht hat; sie hat sich eingerichtet mit den Rudimenten früherer Zeiten. Wieviel Brauchbares, gemein Christliches diese bieten mögen, die Idealform evangelischen Gottesdienstes muß noch immer gesucht werden. Der leitende Gesichtspunkt aber wird dabei der der Volkstümlichkeit sein müssen. Nichts widerspricht dem evangelischen Prinzip mehr, als ein Gottesdienst, der wie ein officium abgehandelt wird; es soll ja hier nicht der Priester, sondern die Gemeinde das handelnde Subjekt sein. So muß sie — wenigstens ihre

regeren Glieder — im Gottesdienst sich heimisch fühlen, muß seine Idee erfassen können, muß durch das, was ihr im Gotteshaus begegnet, ihr eigenes religiöses Gefühl, das sie dahin mitbringt, angeregt, erhoben, bereichert finden. Damit sollen die Elemente aus der Vergangenheit nicht ausgeschlossen sein, es soll der Gottesdienst kein „modernes“ Gebilde werden, aber der oberste Gesichtspunkt muß der sein, daß er ein Gottesdienst für das heutige Geschlecht ist; es darf also von dem Alten nur das weitergeführt werden, was heute noch lebendig ist und noch erlebt werden kann, und es soll, was die Gegenwart an echtem religiösem Gut bietet, nicht unverwertet bleiben, bloß weil es nicht alt ist.

Auf der Linie der Volkstümlichkeit liegt auch, was hier anmerkungsweise hinzugefügt sei, daß für die Gottesdienste der Naturboden, die Anknüpfung an Stimmungen oder Ereignisse, die die Gemüter beschäftigen, beachtet werde, theologisch ausgedrückt: der „kasuale“ Anlaß. Es hat sich gezeigt, daß gerade solche Gottesdienste besonderer Beliebtheit sich erfreuen. Das gilt z. B. von dem „Totensonntag“, der nach dem Kriege zu unserem Volke noch eindringlicher als früher reden wird. Es gilt von dem Nationalgedenktage, den unser Volk künftig feiern wird. Die Kirche hat das stärkste Interesse daran, dafür zu sorgen, daß dieser Tag auch und vornehmlich in den Kirchen begangen wird. Es darf damit nicht gehen wie mit dem Sedantage, der nie ein recht gefeierter Nationaltag geworden ist. Wenn diese Feier im Gotteshause vor der geschmückten Ehrentafel der gefallenen Gemeindeglieder in Gegenwart aller Kriegsteilnehmer wirklich feierlich und volkstümlich eingerichtet wird, kann sie viel dazu beitragen, das volkskirchliche Gemeingefühl zu beleben und den religiösen Ertrag des Krieges nicht untergehen zu lassen.

Das wichtigste Stück des evangelischen Gottesdienstes bleibt doch die Predigt. Der evangelischen Kriegspredigt darf, wenn man nach dem literarischen Niederschlag urteilen soll, im ganzen das Zeugnis ausgestellt werden, daß sie mit Ernst und nicht ohne Erfolg darum gerungen hat, der Größe der Zeit gerecht zu werden. Sie hat zu einem religiösen Durchdenken und Durchleben der Zeit vielen gute Dienste geleistet, und gelegentlich auch außerhalb der Kirchenmauern das rechte Wort gefunden. Entgleisungen, die man beklagt hat, sei es, daß die Predigt ihre eigentliche religiöse Aufgabe vernachlässigte oder umgekehrt das Bedürfnis der Stunde, sind doch Ausnahmen geblieben. Was nun soll man für die Zukunft der Predigt wünschen? Die Ideale gehen auch hier so weit auseinander, wie die religiösen Individualitäten und die Entwicklungsstufen im Christentume. Die Verschiedenartigkeit der Hörer, zumal in den Städten, schafft für die Predigt nie ganz zu überwindende Schwierigkeiten. Unmöglich läßt sich eine allgemein gültige Regel für jeden Prediger und jede Predigt finden. Man wird aber dies als eine Erfahrung der Kriegszeit bezeichnen dürfen, daß die Predigt am besten sich bewährt hat, die bei starkem religiösen Gehalt am entschiedensten auf den Zustand der Hörer eingestellt war. Was wir für die Zukunft brauchen, ist eine wahrhaft volks- und zeitgemäße Art der Verkündigung.

Daß soll nicht heißen, daß die Predigt sich dem Zeitgeiste verschreiben, dagegen ihren eigentümlichen Gehalt zurückstellen sollte. Nichts würde sie sicherer um ihre Kraft bringen. Mannigfache Stimmen aus der Kriegszeit haben es bezeugt von der Heimat wie von der Front, daß Prediger, die etwa über patriotische Betrachtungen nach Art von Zeitungsartikeln nicht hinauskamen, die Hörer keineswegs befriedigten. Die Predigt soll und muß Evangeliumsverkündigung bleiben, wenn sie selbst bleiben soll. Ja, sie muß diese ihre Art immer bewußter herausgestalten, das leitende methodische Prinzip dabei aber muß die Rücksicht auf den Hörer abgeben, nicht die möglichst treue Reproduktion des Textes oder die dogmatische Korrektheit. Unser Volk hat während der Kriegszeit eine unmittelbare praktische Erfahrung von der Bedeutung des Glaubens machen dürfen; die Predigt hat allen Fleiß daranzusetzen, daß diese Erfahrung sich fortsetze und vertiefe. Je weniger die Religion durch Tradition und Sitte gehalten wird, desto wichtiger wird für ihre Behauptung der Erweis ihrer praktischen Unentbehrlichkeit und Brauchbarkeit. Vielleicht ist dazu eine Vereinfachung des überkommenen Systems nötig, ein stärkeres Hervorheben der großen religiösen Haupt- und Urdaten, vielleicht auch besondere Rücksicht auf die Sätze der sogenannten „natürlichen Religion“. Ist doch nicht ohne Grund darauf hingewiesen worden, daß die „Kriegsfrömmigkeit“ sich im Grunde als eine sehr einfache Größe herausgestellt habe, die mit wenigen entscheidenden Wahrheiten sich einrichtete, daß die religiösen Urgefühle in ihr machtvoll hervorgebrochen seien. Man befürchte nicht gleich eine Verarmung oder Entleerung, wenn die Predigt nach dem Kriege an solches Volkserleben anknüpft. Natürlich kann auf diesem Wege nicht ein Maßstab für die Bestimmung des positiven Inhalts des Christentums gewonnen werden, wohl aber methodische und volkspädagogische Gesichtspunkte für seine Darbietung und Zueignung. Und schließlich wiegt ein Quentchen wirklich erlebter Religion schwerer, als ein Zentner noch so korrekter theologischer Vorstellungen, die in Gedankenferne über den Hörern schweben bleiben. Die Predigt der evangelischen Kirche kann immer noch Emanzipation von der Theologie als fachwissenschaftlicher Disziplin gebrauchen, und zwar, wie ausdrücklich gesagt sei, in allen Lagern. Fürchtet man aber von einer stärkeren Pflege der „natürlichen“ religiösen Wahrheiten eine Diskrepanz mit dem Evangelium, so liegt zwar eine solche Gefahr nahe genug, sie ist aber nicht als unvermeidbar zu erachten. Denn es handelt sich um ein solches Verständnis des natürlich Religiösen, das selbst aus dem Evangelium geflossen ist, wie denn z. B. die Befehl=du=deine=Wege=Religion, die angeblich eine „natürliche“ Sache aus dem ersten Artikel sein soll, in Wahrheit mit dem ganzen ersten Artikel ein durchaus christliches Gebilde ist. Und dann darf wohl einmal gefragt werden, ob und wie weit der Typus christlicher Predigt, wie er uns im Neuen Testament begegnet, ohne weiteres normierende Bedeutung habe für den Umfang dessen, was die Predigt in unseren heutigen Verhältnissen zu bieten hat. Es handelte sich damals um Missionspredigt unter Juden

und Heiden, heute um Volkspredigt in einem Volke von uralter christlicher Herkunft. Das sind zwei verschiedene Arten, die bei allem Gemeinsamen doch nicht ganz die gleichen Gesetze haben. Es wird immer so sein, daß in der Missionspredigt das Neue, Unterscheidende im Christentum vorantritt, dagegen das mehr allgemein oder natürlich Religiöse zurücktritt. Es wird schwerlich zu leugnen sein, daß in der Volkspredigt eine gewisse Verschiebung der Schwerpunkte zugunsten des letzteren Gebietes gar nicht zu vermeiden ist.

Das Programm der Volkskirche hat zuletzt auch Bedeutung für die Verfassung der evangelischen Kirche, sowohl im ganzen wie mit Bezug auf die Einzelgemeinde.

Die äußere Verfassung ist von jeher die schwache Seite der evangelischen Landeskirchen gewesen. Auch in diesem Punkt ist eine Neuschöpfung aus den evangelischen Prinzipien heraus nicht gelungen. Nachdem der katholische Verfassungsbau aufgehoben war, ward das Kirchenwesen in den protestantischen Gebieten völlig ein Stück der landesfürstlichen Macht, und bei diesem Notbau ist es im wesentlichen bis heute geblieben. Faktisch ist immer noch die Verwaltung der kirchlichen Dinge eine Domäne des Staats, so gut wie andere Funktionen der Staatsregierung. Daran hat auch die Einführung der synodalen Elemente, die im vorigen Jahrhundert geschehen ist, nichts geändert. Oben ward schon betont, daß während des Krieges die Position der Landes- und Staatskirche gestärkt erscheint, — so ist kaum anzunehmen, daß die auf größere Emanzipation vom Staate gerichteten Bestrebungen nach dem Kriege sonderlich hervortreten werden. Weder die Regierung noch die kirchlichen Kreise werden darnach gestimmt sein. Auch die Vorschläge zur Änderung des überkommenen landeskirchlichen Bekenntnisstandes, die nicht nur von der linken, sondern neuerdings auch von der rechten Seite gemacht sind, erscheinen in diesem Zusammenhang nicht eben aussichtsvoll. Eine Kirche, die als Volkskirche das Volksganze umfassen will, wird zwar notwendig einen größeren Latitudinarismus walden lassen, als eine Freikirche, muß aber andererseits auf ihre geschichtliche Herkunft und die Behauptung ihrer inneren Einheit den höchsten Wert legen. Allerdings aber ist nicht vor auszusehen, welche Folgen die bevorstehende Änderung des preußischen Landtagswahlrechts für die Stellung des Landtags zu den Kultusbewilligungen nach sich ziehen wird. Möglich, daß von daher doch die Frage nach der Entstaatlichung der Kirche früher und fühlbarer wieder akut werden wird, als sonst zu vermuten wäre.

Der Behörden- und Verwaltungsapparat der evangelischen Kirche genießt im Volksbewußtsein wenig Popularität. Sein Wirken bleibt dem gemeinen Mann im allgemeinen so dunkel wie der Name, den er führt: Konsistorium. Diese Behörde ist von dem behördlichen Bürokratismus so wenig frei wie irgendeine andere. Es wäre ungerecht, zu verkennen, daß die Vorzüge solcher Verwaltungsart nicht auch der Kirche zugute gekommen seien, aber ebensowenig kann geleugnet werden, daß sich die Diskrepanz zwischen dem behördlichen Ge-

schäftsverfahren und den Lebensgesetzen, denen die geistlichen Dinge der Kirche folgen, besonders fühlbar machen muß. Ein Ausgleich kann schließlich nur durch die Persönlichkeiten erreicht werden, die die Leitung handhaben. Der Staat wird sich gegenwärtig halten müssen, daß für diesen Dienst geschäftliche Tüchtigkeit allein nicht genügt, daß er der Kirche, wenn sie von ihm ihre leitenden Männer erhält, nun auch Männer von der höchstmöglichen Sachkunde, d. h. von entschiedenem kirchlich-religiösem Interesse schuldig ist. Fehlt es daran bei den leitenden Stellen, so ist es der evangelischen Kirche von vornherein fast unmöglich gemacht, für die bevorstehenden neuen Aufgaben recht mobil zu werden. In ruhigen Zeiten mag eine lediglich geschäftliche Leitung die Kirche ohne allzu sichtbaren Schaden weiterführen, sie wird aber ganz unzulänglich sich erweisen in kritischen Perioden, wo es auf die Persönlichkeit, hier die religiöse Persönlichkeit ankommt, die allein imstande ist, aus Wesen und Geschichte der Kirche heraus den Weg in Neuland hinein zu erkennen und zu wagen.

In ihren Synoden hat die evangelische Kirche etwas einer Volksvertretung Ähnliches, freilich in einer Form, für die es der Weiterbildung entschieden bedarf. Allerdings wird man sich von dem Gedanken einer deutsch-evangelischen Reichssynode, den manche jetzt in ihr kirchliches Zukunftsprogramm aufgenommen haben, nicht viel versprechen dürfen. Es fehlt dafür, solange die selbständigen Einzelkirchen bestehen bleiben — und die sind, so gut wie die Einzelstaaten, durch den Krieg eher gestärkt als geschwächt worden — die notwendige Voraussetzung: nämlich daß ein solches kirchliches Reichsparlament auch etwas Wirkames zu beschließen und über eigene Mittel zu verfügen habe. Sonst wird nur ein Redeparlament mit papiernen Resolutionen erreicht, das ohne entsprechenden Gewinn den ohnehin schwerfälligen kirchlichen Apparat noch mehr kompliziert. Natürlich ist Gemeinsamkeit der evangelischen Landeskirchen nötig, dafür dürfte aber als Organ der schon vorhandene Ausschuß der Kirchenregierungen genügen.

Dagegen bedürfen die Synoden der Einzelkirchen weiterer Ausgestaltung. Nach der gegenwärtigen Art des Wahlverfahrens und der Zusammensetzung können sie nicht als eine zureichende Vertretung des evangelischen Kirchenvolkes gelten. Die Forderung nach Vermehrung der Laienmitglieder ist oft erhoben worden, ebenso sollte der Frau das kirchliche Wahlrecht nicht länger versagt bleiben. Die Furcht, daß durch ein auf breitere Grundlage gestelltes Wahlverfahren der kirchlich rege Teil der Gemeinden von einer vielleicht schnell zusammengebrachten anders gesinnten Majorität ausgeschaltet und so eine für die kirchlichen Interessen wenig günstige Vertretung herauskommen könne, ist nicht ganz abzuweisen, muß aber durch das Vertrauen überboten werden, das die Kirche ihren Gliedern schuldet; auch behält erfahrungsgemäß zuletzt doch der Teil den Einfluß, der das regste Interesse hat. Und schließlich ist es immer noch das Bessere, wenn um die kirchlichen Wahlen gekämpft wird, als wenn

sie eine Sache bleiben, von der die meisten Gemeindeglieder überhaupt nicht berührt werden. Auch sind sehr wohl Kautelen möglich.

Die äußere Verfassung der Gesamtkirche ist nach evangelischer Auffassung doch das Geringere gegenüber der lebendigen Gestalt der kleinsten Kreise, in denen die Kirche ihr eigentliches Leben lebt, der Gemeinden. Soll die evangelische Kirche zu einer wirklichen Volkskirche werden, wird alles darauf ankommen, daß die Einzelgemeinden Zellen werden, in denen ein Strom des Lebens pulsiert. Das Programm der „lebendigen Gemeinde“ hat schon vor dem Kriege viele Köpfe und Kräfte in der evangelischen Kirche beschäftigt, und es ist zu seiner Verwirklichung nicht nur schon viel Gutes gesagt, sondern auch etliches Gute getan worden. Darin muß fortgefahren werden: in fortschreitender Organisation — Verzeihung für das totgequälte Wort, das hier doch nicht ersetzbar ist! — nach dem Maß der vorhandenen Gaben und der sich zeigenden Bedürfnisse, nicht damit nur um jeden Preis etwas geschehe, zu geschehen scheine, sondern damit nicht ungeschehen bleibe, was geschehen kann und muß. Unruhiges Hasten und Lasten, das in einer bunten Fülle aller möglichen Komitees und Vereine sein Genüge findet, ist ebenso vom Übel, wie eine starre Unbeweglichkeit, die jeder Abbiegung von den alten Geleisen widerstrebt. Es wird darauf ankommen, die Gemeinde so zur Geltung zu bringen, daß sie für den einzelnen, der es will, etwas bedeutet, daß er etwas von ihr empfängt, sich mit ihr verbunden und ihr verpflichtet fühlt. Auch hierfür scheinen die Aussichten durch den Krieg günstiger geworden. Es ist eins der erfreulichsten Ergebnisse des Krieges, daß das Band zwischen der Heimatgemeinde und ihren draußen stehenden Gliedern vielfach durch sorgsame Pflege gestärkt, Mißtrauen und Vorurteil abgeschwächt ist. Die Einzelgemeinde hat nach dem Kriege alles daran zu setzen, daß dies angebahnte Vertrauensverhältnis nicht bald wieder zu früherer Gleichgültigkeit herabfinke. In dem Heimatgefühl, das die Zurückkehrenden mit einzigartiger Stärke durchbringen wird, muß auch die heimatliche Kirche ihren Platz finden und behaupten. Das wird in ländlichen Verhältnissen leichter zu erreichen sein, als in der Großstadt. Die Dorfkirche hat nach dem Kriege eine ganz besonders verheißungsvolle Mission an einem Teil unseres Volkes zu erfüllen, damit sie nicht nur äußerlich, auch innerlich ein Mittelpunkt des dörflichen Lebens werde, ein Quellpunkt der Kraft, des Trostes, des Friedens für ein Geschlecht, das unter fortdauerndem schweren Druck diese geistigen Güter so sehr bedürfen wird wie das tägliche Brot. Aber auch die Kirchen in der Großstadt müssen nach solcher Stellung streben. Hier wie dort wird das nicht ohne angestrengte Arbeit gelingen, die in erster Linie von dem Pfarrerstande zu leisten ist. Es wird die Kirche nach dem Kriege auch durch vermehrte soziale Hilfe und angespannteren Dienst der Liebe die schweren Wunden am Volkskörper zu heilen suchen: aber dies wird doch immer nur eine Nebentätigkeit neben den staatlichen und kommunalen Anstalten sein können. Die künftige Stellung der Kirche in unserem Volk hängt ganz an der Ausrichtung ihres

religiösen Berufes, für den der Pfarrer an erster Stelle haftbar ist. So viel er aus seinem Amte, Pfleger der religiösen Güter zu sein, macht, so viel wird es bedeuten. Nie war die Verantwortung, die dem Pfarrerstand dem Volk gegenüber auferlegt ist, größer, als sie jetzt während des Krieges ist, wo der religiöse Glaube den innersten Teil jener geistigen Rüstung bedeutet, ohne die unser Volk nicht durchhalten wird bis zum guten Ende, nie größer, als sie nach dem Kriege sein wird, wo die sicher einsetzenden schweren Krisen der Volksseele ohne Hilfe der Religion schwerlich zur Gesundung hindurchführen werden. Möge unserem Volke ein Pfarrerstand geschenkt sein, der, von dieser Verantwortung tief durchdrungen, sein bestes einsetzt, ihr zu genügen, in jenem Geiste der Kraft, der Liebe und der Zucht, von dem einer der größten Herolde des Evangeliums geredet hat. Das evangelische Pfarrideal hat sich im Laufe der Zeiten mannigfach gewandelt; anders ward es im Zeitalter der Orthodorie, anders in dem des Pietismus und der Aufklärung angesehen. Für die Zukunft sehen wir es im Rahmen der Volkskirche sich erfüllen, in dem beide Seiten sich vereinigen: die kirchliche, das Bewußtsein, mit den ewigen Gütern betraut zu sein, und die volksmäßige, die sich mit jenen Gütern dem Volke, dem deutschen Volke, dem ganzen Volke, dem Volke von heute und morgen verpflichtet fühlt.

Die Kirche für das Volk. Nur eine Kirche, die mit dieser Losung Ernst macht, wird das Volk halten und gewinnen. Es darf aber dann daran erinnern sein, daß diese Losung auch eine Umkehrung zuläßt und erfordert: das Volk für die Kirche. Das soll heißen: will unser Volk eine Kirche haben, die nicht auf dem Papier steht, sondern eine lebendige Größe ist, die ihm das leistet, was ein Volk von seiner Kirche erwarten darf, so muß auch das Volk die Kirche wollen. Es ist Mode und Methode, in unserem Volke vielleicht mehr als bei anderen Völkern, für die Mängel einer Einrichtung immer nur diese selbst anzuklagen; es wäre wohlgetan, die Bestimmung auch in der Richtung anzustellen, ob nicht in der eigenen Stellung zu ihr eine Ursache jener Mängel liegt. Ist die evangelische Kirche dem deutschen Volke manches schuldig geblieben, so gilt wohl auch das Umgekehrte. Unter welchem Gerichte von Verkennung, Vorurteil, Mißtrauen hat sie gestanden! Wie unverantwortlich groß war die Unkenntnis — der gefährlichste Feind —, der sie im eigenen Volke ausgesetzt war, bei den Gebildeten, die sie immer noch im Banne eines beschränkten Dogmatismus sahen, von dem sie tatsächlich in der Mehrheit ihrer Vertreter frei war, bei den breiten Massen, die politische Zwecke argwöhnten und sich überhaupt den Zugang zu ihren Gütern durch Schlagworte von der billigsten und übelwollendsten Art versperren ließen. Trotz christlicher Kirche und Schule drohten Bibel und Evangelium in dem Volke der Reformation eine Sache zu werden, mit der die Volksseele den Lebenszusammenhang verloren hatte. Darin ist, wie gezeigt, durch den Krieg einigermaßen eine Wandlung eingetreten. Unser Volk hat an dem Evangelium wieder etwas erlebt. Dem

ernsteren Teil des Volkes — der allein in Frage kommt — hat die Not der Zeit zum Bewußtsein gebracht, daß es, ganz allgemein gesagt, ohne Religion nicht geht, weder für den einzelnen noch für ein ganzes Volk. Dann müssen aber diese Eindrücke und Stimmungen, wenn sie nicht wirkungslos bleiben sollen, sich zu dem Entschluß verdichten, zu den religiösen Dingen eine solche Stellung zu gewinnen, wie sie ihrer Bedeutung entspricht. Es darf nicht bei der religiösen Indifferenz bleiben und auch nicht bei der kirchlichen. Denn geringes Nachdenken zeigt, daß Religion und Kirche, bei aller zeitweiligen Spannung, nicht ohne einander sein können, daß die Religion, wie jede große Volksangelegenheit, einer Volksanstalt zu ihrer Pflege und Vertretung bedarf. Alle, die die Religion wollen, sollten aus ihrer oft gleichgültigen, gebrochenen Stellung dieser Anstalt gegenüber herauskommen, sollten aufhören, von subjektiven Geschmacksurteilen aus nur immer Kritik an ihr zu üben und sich ihr zunächst einmal mit ehrlichem und wohlwollendem Interesse zuwenden. Was jede Kunst für sich beanspruchen kann, ein Einfühlen und Einleben, ehe die Kritik sich erhebt, darf auch die Kirche für sich erwarten von denen, die überhaupt das gute Recht ihrer Sache anerkennen. Kritik soll bleiben, aber verständnisvolle Teilnahme am Leben der Kirche ist mehr wert als sie. Unmöglich ist es das richtige, wenn man etwaige minder günstige Eindrücke sogleich mit einem offenen oder stillschweigenden Abbruch der Beziehungen beantwortet. Es ist auch dies als eine Frucht dieser Zeit zu erhoffen, in der die Gebundenheit und Verpflichtung des einzelnen der Gesamtheit und ihren Einrichtungen gegenüber in der eindrücklichsten Weise gelehrt wird, daß der schrankenlose Subjektivismus und Individualismus auf kirchlich-religiösem Gebiete korrigiert werde durch stärkere Gefühle der Achtung und Verpflichtung gegen das die Gesamtheit umfassende Institut der Volkskirche. Mehr kirchliches Bewußtsein im evangelischen Lager! — das heißt noch lange nicht einer kirchlichen Bindung im römischen Sinne das Wort reden.

Die Zukunft der evangelischen Kirche als Volkskirche hängt daran, daß Volk und Kirche sich finden, um sich ernstlicher als bisher gegenseitig zu dienen und dienen zu lassen. Verheißungsvolle Ansätze zu solcher Entwicklung hat die Kriegszeit gebracht; möchte die Folgezeit sie nicht als taube Blüten erscheinen lassen.

